

seien noch nicht reif für den Eintritt in die moderne Arbeitswelt; empfohlen wird eine Schulzeitverlängerung, sonst drohe sich das Unrecht der Kinderarbeit in unserem Jahrhundert zu wiederholen. Der gesamte Aufbau des mittleren und höheren Schulwesens sollte neu durchdacht und neue Möglichkeiten der Auslese und Begabtenförderung gesucht werden.

Dieses ganze Programm sei abhängig von den Lehrern: „An dem katastrophalen Mangel an Lehrern und Katecheten für alle Schularten ist die christliche Gemeindegemeinschaft mitschuldig; denn sie sollte alle erzieherischen und pfelegerischen Berufe mit besonderer Sorgfalt und Achtung fördern.“ Von der Lehrerbildung heißt es, sie müsse den heute an die Schule zu stellenden Anforderungen entsprechen und den jungen Lehrer geistig mündig machen: „Wir halten es für notwendig, daß die Lehrerbildung statt in ängstlicher Sorge um konfessionelle Prägung bestimmter Fächer in der evangelischen Freiheit geschieht. Die Volksschule und die Bildung ihrer Lehrer darf sich nicht länger an vergangenen Vorstellungen und Formen ausrichten. Der Volksschule und ihren Lehrern ist nur nach vorwärts zu helfen.“ Hier dürfte der Punkt sein, der für die Bundesrepublik bestimmt und der einer katholischen Schulpolitik diametral entgegengesetzt ist. Am Schluß wird geraten, die oben entwickelten Grundsätze der Freiheit und Weltoffenheit auch auf die kirchlichen Schulen und Heime anzuwenden. Aus der ganzen Anlage und Sprache des Dokumentes dürfte sich ergeben, daß es von Lehrern entworfen und der Synode mit auferlegt worden ist, von Lehrern überdies, die ihre Herkunft aus dem deutschen Idealismus nicht verleugnen können. So gehört das Dokument zu den mancherlei Rätseln, die uns die EKD mit ihren Widersprüchen aufgibt.

Die 9. Lambeth-Konferenz der anglikanischen Bischöfe

Am 3. Juli beginnt die 9. Konferenz der anglikanischen Bischöfe im Lambeth Palace, dem Amtssitz des Erzbischofs von Canterbury am südlichen

Themseufer gegenüber der Londoner City. Die erste dieser Konferenzen, die die anglikanischen Bischöfe aus aller

Welt vereint, trat 1867 mit 76 von 144 eingeladenen Teilnehmern zusammen, wie wir dem Bulletin der „Istina“ (Nr. 102 „Vers l'Unité chrétienne“) entnehmen. Die 8. Lambethkonferenz, die 1948 vor der Gründungsversammlung des Weltrats der Kirchen tagte, wies 329 Bischöfe auf. Diese Konferenzen haben nicht den Charakter eines Konzils, sie sind keine verfassungsmäßige Vertretung der anglikanischen Kirchen mit dem Recht der Beschlußfassung, sondern nur eine beratende Versammlung, deren Ergebnisse keinen der Teilnehmer binden. Sie befassen sich mit den großen Lebensfragen der anglikanischen Gemeinschaft und sind nach und nach ein wichtiger Schrittmacher der Ökumenischen Bewegung geworden, in der sie mit der Betonung des historischen Episkopats das Bindeglied zwischen den protestantischen und den katholischen Gruppen bilden. Auf der Tagesordnung der diesjährigen Konferenz, die bis zum 10. August dauern wird, steht abermals die Frage, ob und wie weit die „Kirche von Südindien“ anerkannt werden soll (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 173), dazu der Unionsplan einer Kirche von Nordindien, von Pakistan, Burma und Ceylon und schließlich auch der Plan eines engeren Zusammenschlusses der Kirche von England mit der presbyterianischen Kirche von Schottland (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 472), auch dürfte die sehr aktuell gewordene Fühlungnahme mit dem Moskauer Patriarchat zur Verhandlung kommen (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 290). Es sind aber auch andere, teils theologische, teils politische Fragen vorgesehen, z. B. die Autorität der Bibel, die innere Entwicklung der anglikanischen Kirchen, die Befriedung der weltpolitischen Spannungen, die Frage der Übervölkerung und der Familie in der modernen Gesellschaft. Das Bulletin der „Istina“ weist auf ein bekanntes Wort hin, daß „die Berufung des Anglikanismus letztlich darin gipfelt, zu verschwinden“, d. h. mit seinen 40 Millionen Gläubigen in der Einen Kirche Christi aufzugehen. Über die Geschichte der Lambeth-Konferenzen unterrichtet ein Buch von Dewi Morgan „The Bishops come to London“ (Mowbray & Co, London 1957. 142 S.).

Die Kirche in den Ländern

Der spanische Katholizismus im Urteil von heute

Die von zwei theologischen Instituten in León herausgegebene Priesterzeitschrift „Colligite“ hat als abschließendes Vierteljahresheft ihres Jahrgangs 1957 (Vol. III, 4) eine Sondernummer über den spanischen Katholizismus veröffentlicht, in der bedeutende in- und ausländische Pressestimmen in einer kritischen Synthese zusammengetragen sind (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 296). Daß dies geschah, ist erstens typisch: denn es bestünde vergleichsweise bei weitem nicht die gleiche Chance, von einem „deutschen“ Katholizismus zu sprechen und dabei auf eine Legion ausländischer Pressestimmen zu stoßen. Es ist zweitens keineswegs selbstverständlich: denn Spanien beharrte bis in unsere Tage mit der Mehrheit seiner Nation und seiner Kirche in einer „splendid isolation“, die sich nicht das geringste um die internationale Entwicklung oder gar um ausländische Ur-

teile kümmerte und bisweilen unwiderstehlich an den Nationalhelden Don Quijote erinnerte. Damit steht die Zeitschrift vielmehr drittens in der Linie einer Entwicklung, die sie „das Neueste und Charakteristischste im spanischen Katholizismus von heute“ nennt: in der katholischen *Selbstkritik*. „Als ob der Monolith unserer eigenen Sicherheit ins Wanken gekommen wäre, hat sich eine ernsthafte, unüberhörbare, tiefgreifende, manchmal unbarmherzige und schonungslose Kritik ausgebreitet. Es ist, als ob eine neue ‚Generation von 1898‘ [Unamuno, Baroja, Azorín, Maeztu] im religiösen Bereich erstanden wäre.“ In der Tat wäre es noch vor zehn Jahren undenkbar gewesen, daß eine spanische Zeitschrift sich zum Sprachrohr ausländischer Kritik macht.

Berufene und unberufene Urteile

Der spanische Katholizismus hatte schon seit eh und je etwas Faszinierendes, das eine Vielzahl von Stellungnahmen provozierte. „Diese Einschätzung durch das Aus-

land war traditionell für uns wenig günstig. Unser Katholizismus erschien den einen malerisch, ausgefallen, besichtigenswert, anderen fanatisch und inquisitorisch. Es war einmal Mode, die Spanier zugleich als übergeschnappte Mystiker und gescheiterte Quijotes zu betrachten. Nur die ausgewogensten Urteile ließen uns Gerechtigkeit angedeihen, indem sie unserem Glauben Festigkeit, Kraft und Integrität zuerkannten, aber ihm doch vielfache Mängel ankreideten... Vielleicht reden sie allzu oft von uns, und manchmal allzu schlecht. Aber wir konnten uns nicht weigern, auf sie zu hören und ins Zwiegespräch über unsere Sorgen einzutreten: nämlich aus der Überzeugung heraus, daß Zuhören eine große Tugend ist und daß die religiösen Dinge keine ‚Innenpolitik‘ darstellen, in die die anderen sich nicht einzumischen haben. Gehören wir doch alle dem gleichen geistlichen Vaterland an!“

Es gibt objektive Schwierigkeiten, Spanien zu verstehen, nicht nur im religiösen Bereich, sondern auch in jeder anderen Hinsicht. „Der Streit ist alt und ausgiebig behandelt worden. Wir sind uns alle darüber einig, daß wir ein paradoxes und widersprüchliches Volk sind, ein Volk großer körperlicher und geistiger Kontraste, ein merkwürdiges Volk, ja ein ‚Fall‘, der in keines der gängigen Klischees paßt und durch deutliche Besonderheiten vom übrigen Europa absticht.“ Zu diesen Schwierigkeiten am Objekt kommen bisweilen subjektive Fesseln beim Beobachter: Oberflächlichkeit, mangelnde Informationen oder gar Voreingenommenheit und ungute Absichten. Doch solche Pressestimmen wollte „Colligite“ nicht berücksichtigen. „Wir wollten einen Dialog mit Geistern, die sich der Wahrheit verpflichtet wissen, auch wenn sie bitter ist. Wir haben Meinungen akzeptiert, aber keine Angriffe; Kritiken, aber keine Verleumdungen.“

Angesichts der neuen Aufgeschlossenheit, die den spanischen Katholizismus nun kennzeichnet, sind die ausländischen Stellungnahmen ohnehin wohlwollender geworden. „Sie sehen uns selbst besorgt, grüblerisch, ja oft verbittert, und merken, daß man den ‚Fall Spanien‘ nun nicht mehr als Zeitvertreib behandeln kann. Im allgemeinen haben sie aufgehört, über uns zu urteilen, und ziehen vor, uns zuzuhören. Die ausländischen Zeitschriften beschäftigen sich nach wie vor mit unserem Katholizismus, aber beschränken sich häufig darauf, die Stellungnahmen spanischer Persönlichkeiten zu übertragen und mit zurückhaltend-sympathischen Kommentaren zu versehen.“

Die aufrührerische Denkschrift

Mußte schon nach den Maßstäben der Auswahl sehr vieles — um nicht zu sagen: das allermeiste — unter den Tisch fallen, so zwang die Methode der Darstellung zu weiterer Konzentration. Es wurden auf den 150 Seiten nicht etwa Gedankensplitter aus aller Welt zu einer bunten Gutenachtlektüre aneinandergereiht, sondern in zehn systematischen Kapiteln ausführliche Zitate wiedergegeben und gerafft kommentiert. Sie stammen aus 52 Zeitschriften und Zeitungen, und zwar 13 spanischen, 11 französischen, je 7 lateinamerikanischen und italienischen, je 3 deutschen, schweizerischen und belgischen, je 2 englischen und niederländischen sowie 1 portugiesischen. Manchen angesehenen Zeitschriftentitel mag man vermissen, aber nicht immer haben ja wertvolle Zeitschriften zu jedem einzelnen Thema auch wertvolle Beiträge. Wir geben im folgenden eine Auswahl, wobei wir spezielle Fragen (Konkordat, Opus Dei, Kirche und Kunst) außer acht lassen.

Der Schwerpunkt der Auswahl liegt bei nichtspanischen Quellen. Doch war die Redaktion (es handelt sich um ein Gremium von Weltpriestern) so aufgeschlossen, daß sie die Zusammenstellung zum Anlaß genommen hat, um auch spanischen Stimmen Raum zu geben, die entweder im Land überhaupt noch nicht legal hatten veröffentlicht werden können oder aber nach einer Veröffentlichung bereits einmal zu Skandalen geführt hatten (z. B. zur Absetzung des langjährigen Direktors der „Ecclesia“, Jesús Iribarren, wegen seiner Vorstöße für die Pressefreiheit). Zur ersten Gruppe spanischer Stimmen gehört vor allem die von zwölf Priestern und Laien angefertigte, außerordentlich pessimistische Denkschrift über die Verbürgerlichung des spanischen Katholizismus, die wir zu Beginn dieses Jahres ausführlich wiedergegeben haben, so daß wir an dieser Stelle lediglich darauf zu verweisen brauchen (vgl. ds. Jhg., S. 161 ff.). Es ist höchst typisch für die innerspanische Situation, daß sich die Redaktion diese spanische Denkschrift nicht im Original beschaffen konnte, sondern auf die gekürzte französische Übersetzung in „Esprit“ angewiesen war. (Was sich hier für eine geistliche Redaktion ergab, die berufsmäßig mit Nachrichtenquellen aus aller Welt zu tun hat und im Bedarfsfall über besondere Beziehungen verfügt, gilt natürlich in noch viel stärkerem Maß für die Masse des Volkes, die über die spanischen Verhältnisse systematisch im ungewissen gehalten wird und diese Bevormundung mit Apathie und politischer Unreife beantwortet.)

„Entbürgerlichung“ als Mythos

„Colligite“ antwortet auf die Denkschrift mit der Bemerkung, daß „wir in Spanien leicht den Kopf verlieren“. „Ihre Stellungnahme ist schwarz, ist gallbittere Unversöhnlichkeit, ist eine Leichenrede. Ein Bild aber, das nur schwarz ist, ist kein Bild mehr, sondern ein Klecks. Schon Gracián sagte: Weder ist der Himmel ganz aus Sternen, noch ist er ganz leer. Diese Autoren haben sich darauf spezialisiert, die Leere zu studieren. Das ist gut so. Wir respektieren ihre gute Absicht, die für uns außer Zweifel steht. Aber sie verfallen damit in einen anderen wesentlichen Fehler: sie verwechseln das Geistliche und das Zeitliche, die Religion und die Politik. Sie erwecken den Anschein, als ob es kein anderes Problem gäbe als dies: die gegenwärtige bürgerliche Ordnung auszurotten.“

Im übrigen wird als Antwort ein Kommentar von „La France Catholique“ (27. 9. 57) wiedergegeben: „Wenn die mitleidigen Reformer nicht zwischen den Erschütterungen einer Sozialstruktur und den geistlichen Anliegen eines Volkes unterscheiden, verfallen sie zweifellos der gleichen Verwirrung wie jene, die sie reformieren wollen. Wir Franzosen mußten der Welt seit geraumer Zeit vor Augen führen, daß die ‚Entbürgerlichung‘ der absurdeste und kostspieligste aller Mythen ist... Die Schlacht, die es gegen die bürgerliche Apathie zu führen gilt, ist geistiger Art... Das Kreuz ist es, dem sich das Bürgertum konfrontiert sehen muß. Der spanische Katholizismus muß einfach von Tag zu Tag stärker werden. Es ist nutzlos, von einer ‚Ordnung‘ zu träumen, die nichts anderes als Unordnung wäre, von einem Gottesstaat, der nur Illusion ist. Gewiß müssen wir kämpfen, aber für die Gerechtigkeit und nicht gegen das Bürgertum: zwischen diesem und jener ist Raum für das ganze Evangelium.“ (Der Kommentar der Herder-Korrespondenz zu dieser Denkschrift war bei Redaktionsschluß von „Colligite“ noch nicht veröffentlicht.)

Ein interessantes Dossier über den spanischen Katholizismus haben vor zwei Jahren die „Informations Catholiques Internationales“ (Nr. 36, 1956, S. 15—26) zusammengestellt. „Colligite“ referiert daraus vor allem den Abschnitt über den typisch spanischen Antiklerikalismus. Es ist das nicht so sehr der „französische“ Typ, der aus Haß oder Verachtung Außenstehender gegenüber allem Kirchlichen besteht, auch nicht der Typ katholischer Opposition gegenüber der klerikalen innerkirchlichen Struktur. Die typisch spanische Form entstehe vielmehr aus *Enttäuschung*. „Dieser Antiklerikalismus betrifft weder den Vatikan noch die Pfarrgeistlichen, sondern einzig den spanischen Episkopat. Sein wesentliches Kennzeichen ist, daß er nicht aus Haß oder Verachtung entspringt, sondern aus einer Welle von Enttäuschung und Verbitterung... Es ist eine eigenartige Form von Antiklerikalismus, die nämlich nicht der Kirche vorwirft, daß sie sich in Dinge einmischt, die sie nichts angehen, sondern im Gegenteil, daß sie sich nicht stärker um Dinge kümmert, die man für ihre Aufgabe hält; man wirft ihr also nicht ihre Einmischung ins Zeitliche vor, sondern im Gegenteil ihre Abstinenz, ihr Schweigen. Mit einer Schärfe, die nicht zu unterscheiden weiß und nicht recht verständlich ist, ist man der Auffassung, daß das Schweigen der Bischöfe eine stillschweigende Billigung der gegenwärtigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung darstelle, die von vielen als schlechthin ungerecht und von gebildeten Christen als nicht im Einklang mit der kirchlichen Lehre empfunden wird. Es ist offensichtlich, daß diese Vorwürfe um so bedenkenloser, schärfer und verbitterter vorgebracht werden, als die öffentliche Meinung in der Kirche die einzige moralische Instanz sieht, die die Freiheit und Möglichkeit hat, zu sprechen. Wenn die Bischöfe nicht reden, so hört man häufig, so deshalb, weil sie nicht reden wollen, weil sie nichts zu sagen haben, weil sie mit einverstanden sind.“

Nun ist dies zweifellos nicht nur ein schiefes Urteil, auf das der vorausgegangene Kommentar zutrifft, sondern auch eine grobe Verallgemeinerung und Übertreibung. Die Herder-Korrespondenz hat seit ihrem Beginn die bedeutenden Hirtenbriefe und Stellungnahmen der spanischen Bischöfe behandelt (vgl. zuletzt 11. Jhg., S. 79 f., 411 und 507), die gegenüber dem Regime — soweit sie nämlich zu öffentlichen Fragen Stellung nehmen — alles andere als konformistisch waren. Freilich handelte es sich bei ihren Autoren um eine (wenn auch die maßgebliche) Minderheit unter den fast siebzig Bischöfen. Und hier liegt die Schwierigkeit: Der einfache Mann wird sich nicht die „Ecclesia“ oder noch speziellere kirchliche Zeitschriften halten; er hört nur die Kanzelverkündigungen seines eigenen Bischofs, erfährt aber durch die Tageszeitungen nicht das geringste von kritischen oder gar oppositionellen Stellungnahmen anderer Bischöfe. So kann es kommen, daß sich breite Volksteile in ihren zeitlichen Nöten von ihren Oberhirten verlassen glauben. Hier gilt das Wort Pius' XII. aus seiner klassischen Ansprache an die Journalisten von 1950: „Wo es keine öffentliche Meinung gibt, liegt — was auch immer der Grund sein mag — eine soziale Krankheit vor“ (vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 313 ff.).

Der Berichterstatter der Pariser Zeitschrift gibt zu, daß das soziale Hirtenschreiben der spanischen Metropolen vom Sommer 1956 (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg.,

S. 79 f.) von der Bevölkerung sehr begrüßt worden sei. Freilich hätten die „Antiklerikalen“ Anstoß daran genommen, daß es erst vier Monate nach den Aprilstreiks erschien, nicht auf die dort angewandten Sanktionen einging und das Gewerkschaftsproblem nicht grundsätzlich behandelte. Der Beitrag untersucht dann die Gründe für die Haltung der Bischöfe. Die Mehrzahl von ihnen — so heißt es — sei alt und stamme aus einer Generation, in der die sozialen Probleme außer acht gelassen wurden. Alle haben den Bürgerkrieg und die Vorkriegszeit miterlebt, und die meisten von ihnen bevorzugen deswegen den gegenwärtigen Status. Jedermann in Spanien fürchte die Zukunft, und deshalb gebe es soviel Unzufriedene und so wenig Entschlossene. Fast alle seien sich darin einig, daß es heute viel wichtiger sei, aufzubauen statt zu kritisieren. Die Kirche habe im gegenwärtigen Regime ein Maximum an Möglichkeiten für ihre Seelsorge. Mit außerpastoralen Anliegen möchten die Bischöfe nicht den Episkopat als Ganzen belasten, sondern ziehen individuelle Stellungnahmen vor (als Extremfall der Gewerkschaftsvorstöße von Bischof Pildain, vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 381).

Glaube und Leben

Der Kern der religiösen Haltung wird nach den „Informations Catholiques Internationales“ von diesem „Antiklerikalismus aus Enttäuschung“ nicht betroffen. „Die Spanier anerkennen uneingeschränkt die christlich-humanen Werte ihrer Kultur und sogar ihres gegenwärtigen Regimes. Dieser Werte rühmen sie sich vor dem Ausländer: ihrer Sittlichkeit etwa, die nicht nur äußerlich sei, der tiefen Untertänigkeit gegenüber der Kirche und der Ehrfurcht gegenüber der Hierarchie, die von besagtem Antiklerikalismus nicht ernstlich berührt würden.“

Der Kern der Ausführungen wird am Ende des Dossiers als entscheidender Einwand gegen den spanischen Katholizismus so formuliert: Der Glaube ist stark, aber er übt keinen wesentlichen *Einfluß auf das Leben* aus. In Form eines Dialogs wird ein Vergleich mit Frankreich gezogen: „Die Franzosen gehen vielleicht nicht zur Messe, aber praktizieren die christliche Gerechtigkeit. Die Spanier leben vielleicht nicht christlich, aber sterben nicht — wie manche in Frankreich — wie Hunde. Keiner weist die letzten Sakramente zurück. Aber wir brauchen einen Katholizismus, nicht um zu sterben, sondern um zu leben. In Frankreich muß man die Blinden erleuchten — in Spanien die Schlafenden aufwecken... Die trennende Distanz zwischen Glauben und Werken und die Notwendigkeit, das Christentum zu inkarnieren, sind die treibende Kraft alles dessen, was im spanischen Katholizismus an Neuem aufsteigt. Diese Sorge ist der gemeinsame Nenner und die Basis für zahlreiche Organisationen, wie das Opus Dei, die Vereinigung der Propagandisten, die Katholische Aktion, die religiösen Bildungskurse. Wir finden hier überall die gleiche Sorge: vollkommene Christen heranzubilden, die im Einklang mit ihrem Glauben und Bekenntnis leben und schaffen. Was wechselt, sind einzig die Bildungsmethoden und natürlich die zeitlichen Lösungen, die man als der christlichen Lehre und Moral am angemessensten betrachtet.“

„Colligite“ empfiehlt dieses „Panorama von Licht und Schatten“ ohne weitere Kommentare seinen Landsleuten und fügt lediglich hinzu, daß schon im Siglo de Oro ein Ausländer ähnliche Beobachtungen äußerte und sie in dem Satz zusammenfaßte: „Die Spanier vertrauen allzusehr

auf die göttliche Vorsehung.“ Das Kapitel schließt mit der Bemerkung: „Es wäre traurig, wenn dieses Urteil heute noch zuträfe.“

Frömmigkeit und Liturgie

Die französische Zeitschrift „L'Art Sacré“ (Nr. 9/10, 1956) widmete einen Beitrag unter dem Titel „Christus in der Wüste“ der spanischen Frömmigkeit, nachdem sie bereits früher als deren bekanntestes Charakteristikum die Karfreitagsprozessionen beschrieben hatte. In der genannten Nummer heißt es: „Die unermessliche spanische Ebene mit ihren riesigen Entfernungen offenbart uns vom ersten Augenblick an eine Welt, die die Grenzen des Menschlichen überschreitet... In Kastilien fühlt sich jeder Ausländer irgendwie schiffbrüchig. Diese Unermesslichkeit prägt die Seelen und Herzen in einer seltsamen Weise. Sie umgibt die Dinge und Wesen mit einem eindrucksvollen Schweigen, einem Schweigen, das der Landschaft eine sakrale Struktur, der Sammlung und dem inneren Leben aber Harmonie gibt. In diesem Schweigen und in dieser geistlich so fruchtbaren Unermesslichkeit liegen die Orte des Kults: die Kirchen der Dörfer, verlorene Kapellen oder Klöster. Und in diese Perspektive war der geistliche Weg eines heiligen Johannes vom Kreuz eingebettet. Die manchmal rauhe und immer ungastliche spanische Landschaft hat zweifellos diesem Volk einen inneren Weg vorgezeichnet, der es zu Gott führt.“

An späterer Stelle heißt es im gleichen Beitrag: „Die liturgische Erneuerung, die sich gegenwärtig in Spanien vollzieht, darf nie diese Wahrheit (der Inkarnation) vergessen. Sie muß ohne Zweifel gewisse Ausdrucksformen des Glaubens läutern und sich mit Ausdauer der Menschlichkeit Christi widmen, die die Grundlage der spanischen Frömmigkeit ist. Dieser Sinn für Christus kann nach den Anstrengungen einer langen Erziehungsarbeit des Volkes zum tragenden Grund einer liturgischen Bewegung werden, die aus sich allein heraus das Geheimnis des menschgewordenen Wortes in seiner ganzen Reichweite zusammenfaßt.“

Die Soziale Frage

Wesentlich „aktueller“ in der ganzen internationalen Publizistik sind die Sozialprobleme Spaniens, über die auch die Herder-Korrespondenz ständig ausführlich berichtet hat. „Colligite“ erkennt das ausdrücklich an, wenn es (nach Zitaten aus der belgisch-französischen „La Revue Nouvelle“) heißt: „Wesentlich seriöser und besser dokumentiert pflegen die Berichte zu sein, die in den deutschen Zeitschriften erschienen sind, und entsprechend gewissenhafter und abgewogener ist die Beurteilung der spanischen Wirklichkeit“; dazu wird unser Kommentar aus dem Februarheft 1957 zitiert (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 214).

Die zu den Sozialproblemen vorgelegten Studien und Stellungnahmen bieten unseren Lesern im allgemeinen nichts Neues. So seien an dieser Stelle nur die Thesen eines Vortrags wiedergegeben, der ebenso wie die genannte Denkschrift über den Katholizismus überwiegend nur unter der Hand verbreitet werden konnte, weil er in Spanien einzig in dem kleinen Sozialbulletin der Katholischen Aktion „Orientaciones“ zusammengefaßt veröffentlicht war. Der Vortrag stammt von dem Ethiker und Rechtsphilosophen der Jesuitenhochschule Alcalá de Henares, J. M. Díez Alegría SJ, und wiederum gibt „Colligite“ diesen Ausführungen Raum und sichert ihnen

damit eine gewisse Leserschaft im Klerus. Der bekannte Jesuitenprofessor hatte betont, daß er nicht als Soziologe oder gar Wirtschaftler, sondern ausschließlich als Moraltheologe spreche, und er faßte sein Urteil nach ausgedehnten Auslandsreisen in diesem Satz zusammen: „Die soziale Situation Spaniens bildet faktisch einen Stein des Anstoßes für die Katholiken in der ganzen Welt.“ Was fehle, sei eine Welle der Unruhe in den herrschenden Schichten und auch in den kirchlichen Kreisen. Díez Alegría formulierte folgende sieben Thesen:

„1. Der soziale Friede, dessen wir uns erfreuen, beruht auf der öffentlichen Gewalt. Bei den Arbeitern herrscht eine dumpfe und großenteils gerechtfertigte Feindschaft. Die Spaltung zwischen Kirche und Arbeitermassen ist eines der großen Probleme Spaniens auf dem Gebiet des Apostolats.

2. Gegenüber der Kirche besteht ein ernster Groll.

3. Die gesetzlichen Löhne, vor allem für die Hilfsarbeiter, sind in sich ungerecht.

4. Im allgemeinen machen sich die Unternehmer kein Gewissen daraus, ob sie mehr zahlen sollen als die Minimallohne, und es gab sogar Fälle legalen Betrugs.

5. Alles in allem war auch das Verhalten kirchlicher Arbeitgeber nicht anders.

6. Der spanische Arbeiter, und nicht nur er, sondern auch der kleine Angestellte, hat tatsächlich kein wirksames Mittel, seine politisch-sozialen Rechte zurückzufordern. Er ist vom guten Willen der Regierung abhängig. Dem spanischen Arbeiter sind die Hände gebunden.

7. Der spanische Katholizismus hat in den letzten Jahren über diese Probleme im allgemeinen geschwiegen. Die Entwicklung der spanischen Gesellschaft, die dank dem Anstoß durch zahlreiche wohltätige Ideen der Nationalen Bewegung [Falange] in Untätigkeit verharrte, ist an einem kritischen Punkt angelangt. Wir müssen bereit sein, überall, wo es nötig ist, den Kurs völlig zu ändern.“

„Colligite“ hat dieser scharfen Kritik keinerlei Kommentar angefügt.

Harte Worte über den Klerus

In einem kurzen Kapitel werden Stimmen über den spanischen Klerus zusammengetragen, der nach diesen Urteilen „sowohl jene apostolische Kühnheit wie bei den Arbeiterpriestern in Frankreich als auch den glänzenden vitalen Optimismus etwa der nordamerikanischen Priester“ vermissen läßt.

Pater I. Rosier hat im Katholischen Institut für Kirchliche Sozialforschung in Den Haag ein Tagebuch „Ich suchte Gottes Abwesenheit“ veröffentlicht, in dem es vom spanischen Klerus heißt: „Es ist traurig, mitanzusehen, wie sich die Priester darauf beschränken, die Sakramente zu verwalten, in den Schulen den Katechismus zu dozieren und von Zeit zu Zeit eine kleine Predigt zu halten. Es scheint der priesterlichen Würde zu entsprechen, daß über das Böse geurteilt und ‚verfügt‘ wird, wobei der Priester nicht im geringsten den Menschen nachgeht und sie ermuntert.“ In den großen Städten herrsche ebenso ein Überfluß wie in den Landgebieten ein Mangel an Priestern. Der spanische Klerus müsse diese Schläfrigkeit durch lebendige Seelsorgsmethoden ersetzen.

In dem schon zitierten Dossier der „Informations Catholiques Internationales“ ist über das Verhältnis von Priestern und Laien zu lesen: „In dieser Atmosphäre (der ‚katholischen Einheit‘) betrachten die Priester natürlich die Laien als rein passive Glieder der Kirche, als Minder-

jährige, denen keine Initiative oder Verantwortung zusteht . . . Durch diese Haltung des klerikalen Paternalismus ist unter den Laien das Interesse für die religiösen Probleme geschwunden.“

In der ebenfalls bereits zitierten französischen Zeitschrift „L'Art Sacré“ schrieb Dominique Dubarle OP zum gleichen Thema: „Es ist schade, daß wir während der übrigen Woche nur mittelmäßige Ämter erlebten, in denen nur die banalsten Vorschriften der für die ganze Welt gleichen Rubriken und der kanonischen Psalmodie erfüllt wurden. Und das war es eigentlich, was uns nachdenklich stimmte: diese fast niemals durchbrochene Scheidung zwischen dem Gebet des Priesters und dem, was die naiv-religiöse Seele eines Volkes von sich aus geben kann.“ Der Verfasser rühmt das religiöse und religiös-künstlerische Stilgefühl des Volkes und fügt hinzu: „Man kann in Spanien häufig erleben, wie der kultivierteste, in Abstraktionen und Innerlichkeit geübte Klerus sich von dieser volkstümlichen Fähigkeit entfernt und nicht nur unfähig wird, ihre Ausdrucksformen zu verstehen, sondern auf dem besten Weg dazu ist, diese Fähigkeit zu verderben und schließlich ganz verschwinden zu lassen.“

Das einzige Gegengewicht zu diesen und weiteren negativen Stimmen (zu denen sich „Colligite“ kaum äußert) ist ein Auszug aus einem Beitrag des gleichen Dominikaners in „La Vie Intellectuelle“ (Februar 1956), der wenigstens für die Zukunft, nämlich hinsichtlich der heutigen Theologenausbildung, ein hoffnungsvolles Bild zeichnet. „Der Eindruck, über den es nachzudenken lohnt, ist einerseits eine wesentliche Verbesserung in der gewissenhaften und soliden Klerusausbildung und zum anderen ein offenerer und verständnisvollerer Blick in die Welt. So besteht die begründete Hoffnung, daß der quantitativen Vermehrung des spanischen Klerus in den nächsten fünfzehn Jahren eine qualitative Hebung folgen wird, die ihn instand setzt, an Zahl und Wirksamkeit ungeheuerere Werke zu leiten und seinen Einfluß im Leben der katholischen Kirche spürbar zu machen.“

Protestantismus und Toleranz

„Einer der meistbeachteten Wesenszüge des spanischen Volkes ist zweifellos seine Unversöhnlichkeit oder — nach den Worten anderer — seine Intoleranz. Entspringt sie aus der Art der Rasse oder aus seiner uralten katholischen Tradition? Fast alle, die sich rechtschaffen mit dem Problem beschäftigt haben, schreiben sie der Rasse zu. Wenn man dem freilich die Tatsache unseres katholischen Glaubens und dessen Unversöhnlichkeit auf dem Feld der Wahrheit hinzufügt, ist die gegenseitige Abhängigkeit dieser beiden Ursachen nicht zu verwundern.“ Soweit „Colligite“.

Schon der große spanische Soziallehrer Jaime Balmes († 1848) hatte die kriegerische Kirchengeschichte Spaniens zutreffend analysiert und geschrieben: „Daraus ergab sich dieser Hang, den Erfolg dem Gang der Waffen anzuvertrauen und zu fürchten, daß die Religion untergehe, wenn ihre Bannerträger auf dem Schlachtfeld besiegt würden.“

Miguel de Unamuno († 1936) hat die Bewertung dieses Radikalismus in Sätze gekleidet, in denen er „seinen eigenen Bannspruch auszusprechen scheint“: „Jeder Spanier ist unbewußt ein Manichäer: er glaubt an eine Gottheit, die sich zusammensetzt aus den zwei Personen Gott und Dämon, höchster Bekräftigung und höchster Verneinung, dem Ursprung der guten oder wahren und dem Ursprung

der schlechten oder falschen Ideen. Wir hier erledigen alles, indem wir es ohne die geringste Scham rundweg bejahen oder ablehnen, indem wir uns sofort in Parteien spalten. Hier glaubt man noch an Jesuiten und Freimaurer, an die Hydra der Revolution und die schwarzen Flügel der Reaktion.“

Der angesehene Direktor der Internationalen Katholischen Gespräche in San Sebastián, Carlos Santamaría, schließlich schrieb vor wenigen Jahren in einer Studie „Die Intoleranz im spanischen Katholizismus“: „Der Spanier ist mehr geneigt, die Probleme seiner Innerlichkeit zu übersehen als auf äußere Glaubenszeichen zu verzichten . . . Er wird die Religion eher als gesellschaftlichen Habitus verstehen denn als innere Quelle für ein persönliches und selbstgestaltetes Leben. Es liegt ihm eher, Dogmen zu proklamieren als die wirklichen Dogmen unverfälscht zu leben . . . Das verwirrt und erschwert ganz besonders unsere Beziehungen zu den Protestanten.“

„Colligite“ zitiert eine Reihe von Stellungnahmen zum Problem des Protestantismus in Spanien und zu den vergangenen Streitigkeiten (Beschlagnahme von Bibeln, Schließung des Seminars, nichtkirchliche Eheschließung). Was dazu an Argumenten vorgebracht wird, geht über das nicht hinaus, was wir seinerzeit in dieser Sache berichteten (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 357 ff., 404 f., 488). Wir haben uns deshalb an dieser Stelle darauf beschränkt, nur die drei spanischen Stimmen wiederzugeben, die zeigen, daß sich Spaniens führende Geister durchaus über die rassischen Eigentümlichkeiten im klaren sind und selbst unter der Last geschichtlicher Traditionen und Ressentiments leiden. Das Kapitel schließt mit einem Zitat von Santamaría, wie man es sachgemäßer nicht aussprechen könnte:

„Je stärker und tiefer die wirkliche oder vermeintliche ‚Glaubensbasis‘ des Staates und je anspruchsvoller der Begriff des Staatsbürgers ist, desto größere Tugenden sind nötig, um diese Anforderungen in die Wirklichkeit zu übersetzen . . . Um dem Anspruch und den Aufgaben eines ‚katholischen Staates‘ gerecht zu werden, ohne den dabei auf dem Spiel stehenden Werten Abbruch zu tun, bedürfen wir echter religiöser Maßstäbe, eines außerordentlichen Taktes und eines Gefühls für persönliche Toleranz. Das alles brauchen wir, damit die Erfüllung der zunächst notgedrungen kalten und unpersönlichen Gesetze gemäß der von der Kirche gewünschten Art in einer wirklich humanen Praxis seinen Ausdruck findet. Andernfalls gäbe es nichts anderes als nicht mehr wiedergutmachende Skandale und eine Verbildung der Gewissen, die letztlich ein Regime mit größerer Unabhängigkeit zwischen Religion und Politik wünschenswert erscheinen ließen.“

Sub signo crucis

Das Sonderheft „Colligite“ kann man ohne Übertreibung eine große Tat nennen, für die es kaum kirchengeschichtliche Parallelen gibt. Daß diese Schrift unter kirchlicher Initiative herauskam, zeigt — und die eigenen spanischen Stellungnahmen zeigen es noch deutlicher —, welchem Ausmaß an ehrlicher Analyse und Selbstkritik sich die katholische Kirche in Spanien heute unterwirft. Das sollte gerade von jenen vermerkt werden, für die Spanien das bei allen möglichen Anlässen vergiftend ins Spiel gebrachte Schulbeispiel katholischer Intransigenz darstellt. Es sollte jene Autoren zur Zurückhaltung mahnen, die

Sachkunde durch Voreingenommenheit ersetzen müssen: was sie zu formulieren sich anschicken, ist von Spaniern selbst — und oft sogar von offizieller kirchlicher Seite — längst viel richtiger und deutlicher gesagt worden. Wenn es manchmal noch nicht viel gefruchtet hat, so weiß jeder aus eigener Erfahrung, wie schwierig es ist, aus Menschen Heilige und aus Staaten civitates Dei zu machen.

Aus Raumgründen war es an dieser Stelle natürlich nicht möglich, über mehr als die wichtigsten Abschnitte der Schrift zu referieren. Daß sich bei dieser strengen Auswahl außer den spanischen gerade die französischen Kritiken herausgeschält haben, ist ebenso aufschlußreich wie tröstlich. „Les extrêmes se touchent“: auch und gerade in der Einen, Heiligen, Katholischen und Apostolischen Kirche.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Ein katholisches Gespräch mit Orthodoxen über den Primat des Papstes

Nicht wenige, darunter auch kompetente Beobachter der ökumenischen Probleme zweifeln daran, daß ein Gespräch zwischen römisch-katholischen und griechisch-orthodoxen Theologen über den Primat des Papstes irgendeine Aussicht zur Überwindung dieses neuralgischen Punktes eröffnet, ja daß es überhaupt möglich ist, geschweige denn mit Mitgliedern der orthodoxen Hierarchie. Daß es doch möglich ist und katholische Theologen sich schon früher ernstlich darum bemüht haben, zeigte bereits ein Bericht der Herder-Korrespondenz über „Das oberste Lehramt in der orthodoxen und in der katholischen Kirche“ (7. Jhg., S. 80—84). Es war dann eine große Überraschung, als Erzbischof Michael von New York, einer der sechs Präsidenten des Weltrates der Kirchen, auf der 2. Vollversammlung in Evanston 1954 erklären konnte, er habe sich mit einem bedeutenden römisch-katholischen Theologen in den USA über einen möglichen Modus verständigt, und wenn die bekannten Mechelner Gespräche von 1921—27 zwischen Anglikanern und Kardinal Mercier richtig zu Ende geführt worden wären, so wäre man heute ein gutes Stück weiter (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 46). Inzwischen aber, ehe noch im August die Vertreter des Moskauer Patriarchen mit führenden Persönlichkeiten des Weltrates der Kirchen die seit Jahren geplante, nunmehr endgültig vereinbarte Fühlungnahme über die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit beginnen, sind wir Zeugen eines ernsten und, wie es scheint, nicht unfruchtbaren Gespräches über den Primat des Apostels Petrus sowie über den römischen Primat. Dieses Gespräch wird in der Pariser Vierteljahrschrift „Istina“, herausgegeben von dem ökumenischen Studienzentrum der Dominikaner unter Leitung von Archimandrit C.-J. Dumont OP, geführt (25 Boulevard d'Auteuil, Boulogne-sur-Seine).

Der erste Teil handelte über „Saint Pierre et l'Église dans le Nouveau Testament“ (Istina, 2. Jhg., Nr. 3, Juli/September 1955) und hatte exegetischen Charakter. Der orthodoxe Sprecher, Cassien Bésobrasoff, Rektor des Sergius-Instituts in Paris, bestreitet zwar, daß das Neue Testament neben der kollegialen Leitung der Kirche durch die Apostel einen institutionellen Primat kennt, hält aber einen charismatischen Primat auch heute in der Weise für möglich, wie er bei Matthäus und Johannes bezeugt sei. Bemerkenswert an der katholischen Erwiderung von Pierre Benoît OP ist eine Elastizität der Argumentation, die sich methodisch von dem herrschenden kanonistischen Zentralismus vorsichtig entfernt. Diese Methode lernen wir näher kennen in der Fortsetzung des Gespräches in Heft 4 des

4. Jahrganges der „Istina“ (Oktober/Dezember 1957). Sie hat nicht nur für das Gespräch mit der Orthodoxie eine Bedeutung, und darum halten wir es für nützlich, einen auszugsweisen Bericht über die Folge verschiedener Aufsätze zu geben, um ihr eingehendes Studium anzuregen. Das Generalthema greift diesmal in die entscheidende Epoche der Kirchengeschichte zwischen dem apostolischen Zeitalter und dem Konzil von Chalkedon 451. In einer redaktionellen Bemerkung wird eine Fortsetzung der Untersuchungen in weiteren Heften in Aussicht gestellt.

Ein Wort zur Methode

Die Sprecher auf orthodoxer Seite sind vor allem P. Nicolas Afanassieff, Paris, mit einem Beitrag „La doctrine de la primauté à la lumière de l'ecclésiologie“ (S. 401 bis 420) und der ebenfalls am Sergius-Institut in Paris dozierende Laientheologe J. Meyendorff über „La primauté romaine dans la tradition canonique jusqu'au Concile de Chalcedoine“ (S. 463—482). Von letzterem ist bekannt, daß er schon 1948 zum theologischen Stab der 1. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen gehörte und daß er heute in der Studienkommission des Weltrates über das Thema „Die Herrschaft Christi über die Welt und die Kirche“ mitarbeitet (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 435). Die katholischen Partner sind Dom B. Botte OSB, P.-Th. Camelot OP, Dom Hilaire Marot OSB sowie P. Dumont OP selber mit seinem Mitarbeiter M.-J. Le Guillou OP. Wir können natürlich nicht die umfangreichen Darlegungen ausführlich wiedergeben, sondern müssen uns auf die Grundlinien der Gedankenführung und auf die Ergebnisse beschränken.

Da ist zunächst wichtig die methodische Einführung zu einer Grundfrage der Ekklesiologie von Dom Botte über „Histoire et théologie“ (S. 389—400). Er schreibt u. a., daß die katholischen Theologen nicht immer der Gefahr entgangen sind, in die Vergangenheit Theorien zu projizieren, die zwar ihre Wurzeln in der Heiligen Schrift und der Tradition haben, aber erst später formuliert worden sind. Man müsse zugeben, daß gewisse Argumente unserer theologischen Handbücher kaum überzeugen. Diese Kritik sei kein Mißtrauen gegen die theologische Spekulation. Aber man könne nicht eine Theologie der Kirche nur auf einige Schrift- oder Vätertexte gründen: „Die Wahrheit über die Kirche liegt nicht nur in dem, was man von ihr sagt; sie ist auch im Leben der Kirche selbst enthalten, in den Tatsachen und den Institutionen ebenso wie in den Lehren.“ Der wichtigste Ausgangspunkt sei das Bewußtsein, das die Urkirche von sich selber hatte. Auch wo das Wort Kirche gar nicht gebraucht wird, wie z. B. im Johannesevangelium, ist die Idee ihrer Einheit immer gegenwärtig. Ein Sonderfall sei das Versagen der theologischen